Stefan George in unsrer Zeit

Friedrich Gundolf

STEFAN GEORGE IN UNSRER ZEIT

VON

FRIEDRICH GUNDOLF



HEIDELBERG 1913
WEISS'SCHE UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG

In gleichem Verlage ist erschienen:

Hoelderlins Archipelagus

von Friedrich Gundolf.

34 Seiten 1911, geheftet 80 Pfg.

STEFAN GEORGE IN UNSRER ZEIT

VON

FRIEDRICH GUNDOLF



HEIDELBERG 1913
WEISS'SCHE UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG



Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Schiller.

In jedem Menschen kreuzen sich die Natur und die Zeit, Blut und Geist, Eigenschaften und Eindrücke. Jeder geschichtliche Charakter ist die geformte Auswahl die ein bestimmtes Naturwesen aus seiner jeweiligen Umwelt trifft: die gestaltete Zeitwerdung überzeitlicher Kräfte — göttlicher oder natürlicher, wie man sie nennen mag. Wir Heutigen, beladen mit historischem Sinn und berückt durch den Entwicklungsgedanken, fragen das Vergangene danach wie es geworden ist und vergessen darüber was es gewesen ist . . und wenn uns ein Mitlebender auffällt, so forschen wir zunächst woher er kommt, eh wir uns darüber klar werden wer er ist: wie er sich zu uns stellt, ist uns wichtiger als wie er in sich steht. Der Mensch bedeutet für uns nur noch ein Stück Geschichte, ein Stück Zeit, ein Bündel historischer Kausalitäten, und daß er erst einmal sein muß, eh er wirken und bewirkt werden kann, dies Gefühl kommt selten in die Theorie, seltener in die Praxis. Das Sein, das Wesen eines Menschen, seine Natur, ist aber mehr und tiefer als seine Geschichte, oder vielmehr erst als Ausfluß, als Anwendung dieser seiner Natur kann seine Geschichte verstanden werden. Erst aus der

Anschauung seiner Natur kann seine Beziehung zur Zeit begriffen werden, nicht umgekehrt. An einem Punkt müssen wir, wie weit wir auch von Ursache zu Ursache schreiten mögen, halt machen, und einfach schauen, einfach erleben, einfach hinnehmen, ohne weiter zu erklären: dieser Punkt ist die wesenhafte (göttliche oder natürliche) Grundform des Menschen, sein So-und-nicht-anders-sein, sein wirkendes Selbst, unabhängig von seinen Beziehungen zum Stoff den er vorfindet und von den Spiegeln in die er fällt.

Je wesenhafter nun ein Mensch seiner Zeit begegnet, desto mehr hebt er sich ab, und je mehr er sich abhebt, je mehr er anders wirkt, desto mehr wird man diese Abgrenzung, dies „Anders", diesen Gegensatz als sein Eigentliches empfinden. Man wird seine Wirkung nach außen verwechseln mit seinem inneren Sein, man wird für Zweck halten was Folge ist und als Inhalt nehmen was nur der Umriß dieses Ich gegen seinen Zeithintergrund ist. Was der Außenstehende zuerst erfährt hält er gern für das Erste in der Erscheinung die ihn befremdet.

Vom Anderssein aus ist Stefan George fast immer aufgefaßt und gezeichnet worden. Man hat ihn erklärt, begrüßt oder abgelehnt fast immer als Widerspruch gegen diese oder jene Richtung der Zeit, als Erneuerung von Kunstmitteln, als Veränderung des Niveaus, als eine besondre Nüance von Schönheit oder Narrheit. Um ihn zu verstehen, hat man auf das geschaut was er nicht war . . um sich ihm einzufühlen, hat man zuerst gesucht wogegen er sich wendet. Seine Stellung und Haltung, seine Aufgabe und Leistung innerhalb

des zeitgenössischen Schrifttums ist öfters mehr oder minder verständig gewürdigt worden. Darüber hinaus haben wir eine metaphysische Deutung seines Werks, die von seinem persönlichen Charakter absieht, durch Ludwig Klages, und eine sinnbildliche Darstellung seines Wesens, durch Friedrich Wolters. Beide konstruiren ihn zum erstenmal nicht aus dem Neu-und-anders-sein, sondern wollen das So-sein Georges ausdrücken, gleichgültig gegen seine litterargeschichtliche Einreihung. Was Stefan George in sich für eine Natur ist und was eine solche Natur in unsrer Zeit bedeuten kann, davon will ich sprechen, nicht mit unbeteiligter Objektivität, aber mit der Sachlichkeit eines Glaubens der auf Anschauung beruht.

Nicht nur der Dichter selbst dürfte verlangen einmal als Natur betrachtet zu werden: auch sein Verhältnis zu unsrer Zeit wird so erst klar. Nicht als Aesthetiker, sondern gerade als Historiker habe ich diesen Blickpunkt gewählt. Denn um es gleich zu sagen — auch Georges historische Stellung ist eben die: in einer Zeit, die mit Bewußtsein und Stolz mehr bloße Zeit, d. h. Wandel, Entwicklung, Fortschritt ist als je eine frühere, hält er den Gedanken wach, daß es ewiges Gesetz, ewige Werte, ewiges Wesen gibt. Unter Menschen, die mit Bewußtsein modern oder unmodern sind (Gegensatz der Programme ist kein Gegensatz der Art) vertritt er ein überzeitliches Menschentum. Unter Schriftstellern, welche die heutige Welt als technisches, soziales, religiöses Problem ausdeuten, verherrlicht er als Dichter die Kräfte wodurch Welt

überhaupt erst entsteht und besteht: die — sagen wir — kosmische Wirklichkeit welche alle Aktualitäten erst schafft und vernichtet. Den Menschen, der in unsrem heutigen Schrifttum nur als historisches, psychologisches, moralisches Ergebnis erscheint, kündet er als ein welthaltiges und weltschaffendes (d. h. eben kosmisches) Wesen, nicht als ein Bündel von Beziehungen, sondern als ein Ursein. Seele, Geist, Sprache sind für ihn einfache Weltkräfte, wesende und wirkende Grundtatsachen, nicht komplizirte Begriffsreihen. Diesen Glauben bezeugt er durch Dasein und Werk: die Lehre ist erst aus seiner Erscheinung abzuziehen und wird nur durch seine Erscheinung für unsere Zeit bewährt. Denn wir erleben nichts aus der Vergangenheit, was die Gegenwart uns vorenthält: auch Homer und Shakespeare verstehen wir solange nur psychologisch, bis uns ein Zeitgenosse kosmische Dichtung erneuert hat. (Das Psychologische verhält sich zum Kosmischen wie das Seismogramm zum Erdbeben, wie die Landkarte zur Landschaft, wie der Barometerstand zum Wetter.)

Darin sehe ich Georges Gegensatz gegen die moderne Denkart und seine dichterische Tiefe, daß er noch die Sprachwerdung kosmischer Wesenheiten unmittelbar erfährt, nicht bloß Beziehungen des Ichs zur Zeit oder Spiegelungen der Zeit im Ich. Gehen Sie bei sich durch, was man unsren heutigen Stimmführern nachzurühmen pflegt, und der Gegensatz wird Ihnen deutlicher: (er ist schwer klar zu machen, wenn beim selben Wort jeder andres denkt und der eine nur Schall hört wo der andre sieht und greift).

Also man lobt Dichter heute wegen der Fülle ihrer Probleme, wegen der Feinheit ihrer Beobachtung, wegen der seelischen Vertiefung, wegen des frischen Temperaments, wegen der schönen Sprache, wegen der straffen Komposition, wegen ihrer Leidenschaft oder Abgeklärtheit, wegen ihrer Innigkeit oder Großzügigkeit, wegen ihres Gegenwartsatems oder ihrer Distanz: all diese Wertungen, einerlei ob für Besingung des Luftschiffs erteilt oder für eine neue Klangverbindung, ob für soziales Empfinden oder sexuelle Reize, beziehen sich auf ein Haben und Verhalten, nicht auf ein Sein .. auf Probleme und Techniken, nicht auf Kräfte und Charaktere, oder vielmehr: man versteht unter Kräften und Charakteren fast nur noch die Beziehungen der Verfasser zu bestimmten Aufgaben der Zeit, mögen sich diese nun ergeben aus der Gesellschaft, aus den Gegenständen oder den Handwerksmitteln. Das Dichten erscheint als Funktion der Zeit, einerlei ob der Autor sein Ich ausdrücken oder Objekte darstellen will: in beiden Fällen empfängt er seinen Befehl von dem Gefühl oder Wissen daß er ein Mitglied der heutigen Gesellschaft ist .. und ob er sie als Individualist bekämpft oder als Sozialist an ihr teilnimmt, ob er als Aesthet auf Reize oder als Volksmann auf Erfolge ausgeht, ob er an Gott oder an die Energie glaubt: immer empfindet er sich als Geschöpf, als Opfer, als Günstling oder Führer der Zeit und erkennt als sein Schicksal die Macht der Verhältnisse an, den heutigen Zeitgeist, freudig oder erbittert oder resignirt. Die „Macht der Verhältnisse“ besteht aber nur in den Gedanken der

Menschen über die Dinge, nicht in den Dingen selbst. Der Zeitgeist ist nicht eine absolute außermenschliche Gewalt, sondern ihn bilden Gedanken von Menschen über Sinn und Wert ihres Lebens. Das Leben selbst ist unabhängig davon was in einer Zeit darüber gedacht wird, das Leben ist der Ursprung, nicht Zweck und Folge des Zeitgeists. Der Zeitgeist, diese Scheinmacht der Verhältnisse, verwandelt sich, sobald ein Mensch fähig ist durch die vom Zeitgeist unabhängige Kraft seines Wesens das Leben selbst in neuer Sprache, Gesinnung und Gestalt auszudrücken. Dann hat er, kraft der Natur, den archimedischen Punkt außerhalb des Zeitgeists gezeigt von wo aus man ihn bewegen kann. Solch ein Mensch hängt nicht vom Zeitgeist, den Gedanken über das Leben ab, sondern von den schöpferischen Kräften der Erde: er ist natur-unmittelbar.

Jene schöpferischen Kräfte zu verwechseln mit den heutigen Menschengedanken darüber, gehört zur Signatur des modernen Schrifttums. Die eigentlich heutigen Gedanken über die Natur werden zunächst bestimmt durch den Wunsch sie zu benutzen und zu verwerten: durch Technik und Kapitalismus. Die eigentlich heutigen Gedanken über den Menschen werden bestimmt durch den Wunsch ihn zu verstehen und einzuordnen: d. h. durch Rationalismus und Sozialismus. Diese Richtungen des modernen Zeitgeists und ihre entsprechenden, nur der Lehre, nicht der Art nach davon verschiedenen Gegenrichtungen, Romantik und Individualismus, wirken wie absolute unüberwindliche Lebens-urformen, während sie heute

nur noch Denkformen sind, die allerdings ein bestimmter Lebenswille geschaffen und zum Zeitgeist erhoben (oder degradirt) hat. Unabhängig von ihnen ist nicht wer sie beklagt, sondern außerhalb ihrer wurzelnd eigenes Leben gestaltet. Daß man außerhalb des Zeitgeists wurzeln könne, wird kein Moderner zugeben, und verlacht wird wer es will und glaubt, eben weil man den Zeitgeist mit dem Leben verwechselt. Selbst der Sprachgebrauch des modernen Litteraten setzt „das Leben" mit der „Jetztzeit" fast gleich: wenn man einen schilt, er habe keine Beziehung zum Leben, so heißt das, er kümmert sich nicht um Aviatik, und rühmt man einen, er gehe ins Leben, so anerkennt man damit seinen Geschäftsgeist. Außerhalb des Lebens kann man wirklich nicht stehn, nur voller oder leerer davon sein, und nun ist das Paradox: je unmittelbarer lebendig heut jemand ist, desto lebenfremder erscheint er denen welche diesen Zeitgeist mit dem Leben selbst verwechseln.

Daß George dieser Verwechslung nicht huldigt trägt ihm die Lästernamen ein. Daß er einen solchen archimedischen Punkt außerhalb des Zeitgeists gefunden, das hat ihm unsere Verehrung erworben. Für einige ist er heute die Bürgschaft daß die abgeleitete Fortschrittswelt nicht „das Leben" bleiben muß, daß der Mensch*), erfüllt mit weltschaffender Kraft, auch uns Heutigen, Allzuheutigen das Maaß der Dinge

*) der Mensch — das heißt nicht der subjektive Herr Soundso, nicht die Menschheit, nicht die Maschine, nicht der internationale Affe, nicht die intersoziale Ameise oder Drohne, sondern ein objektives gestalthaftes Gesetz.

bleiben darf. Er hat einstweilen diejenigen um sich geschart die dem Menschen überhaupt noch jene Welthaltigkeit zutrauen, und denen daher bloße Abbilder und Ausdeutungen der Zeit nimmer genügen, wie scharf oder tief sie auch sein mögen. Weil George durch sein Dasein eine neue Forderung stellt, wird er geschmäht und wird er verehrt: die Forderung daß der Mensch das Maaß der Zeit, nicht die Zeit das Maaß des Menschen sei. Diese Forderung darf freilich nur gestellt werden, wenn sie von wenigstens einem erfüllt wird, von einem der auch im Heute eine Wirklichkeit jenseits der bloßen Zeit verbürgt. Solch tröstliche Gewähr könnte uns kein Rückblick auf Hellas und Rom, auf Cäsar und Goethe geben, keine Verheißung Nietzsches und keine dumpfe Sehnsucht ahnungsvoller Zeitgenossen, keine Philosophie und keine Eschatologie, sondern nur die Gegenwart in einem leibhaftigen Mann.

Ich spreche hier von einem Glauben der sich an George knüpft und weiß daß ich ihn nicht beweisen kann — kein Glaube ist beweisbar. Ich will versuchen ihn zu begründen, und vielleicht ist schon ein Spuk gebannt, ein Verständnis ermöglicht, wenn das Gefühl dafür dämmert daß es George und seinen Folgern nicht um aesthetisches Spiel, um selbstgefällige Bespiegelung und esoterischen Sprachgenuß zu tun ist, sondern um des Dichters ernsteste Pflicht überhaupt: um Formung von Mensch und Volk. Den großen Willen spricht man ihm ja gerade ab, seltener das Können und die technische Meisterschaft. Es gehört zu seinem Bilde und sollte nachdenklich

machen, daß er Glauben überhaupt weckt, einerlei in wievielen. Ein bloßer Aesthet vermöchte dies nicht. Wer nur Genuß und Reize verschafft weckt keinen Glauben, und wenn George nichts wäre als ein Erweiterer unsres Genußbereichs, der Bringer neuer Klänge und Farben — es wäre heut kein Wort mehr über ihn zu verlieren. Darauf kommt nichts mehr an. Hexenmeister und Seelen-Akrobaten brauchen wir nimmer, sie treiben an allen Ecken ihr Wesen und sollen nicht gescholten werden. Für uns aber handelt es sich um vorbildliche Menschen, um solche deren bloßes Dasein unsre Verantwortlichkeit steigert, unser Gewissen weckt und unsren Charakter bildet, Menschen die man nicht lieben kann, ohne ein neues Maaß von Gut und Bös, von Schön und Häßlich, von Würde, Pflicht und Schmach zu bekommen. Nicht neuen Stoff fürs Hirn, nicht neue Reize für die Nerven wollen wir unsern Dichtern danken, sondern neuen Gehalt unsres ganzen Daseins. Solche Gewalt geht nicht von der bloßen Begabung aus, nur vom Charakter, d. h. beim Dichter: von seiner in Sprache ausgewirkten Gestalt.

Alles Dichten das nicht Charakter, Gestalt, ganzen Menschen darstellt ist bloßes Gered (ob Urbrunst ob Zierschwulst), und wenn es sich um die tiefsten Probleme drehte. Aller Dichtercharakter, der nicht völlig Wort geworden, nicht restlos in Sprachform aufgesogen ist, geht uns, weil Privatsache, nichts an, und wäre es das goldenste Herz, der sinnvollste Kopf. In der Dichtung, wie in der Religion, gilt nur das Wort das Fleisch wird, nur das Fleisch das Wort wird. Daß Sprache die Essenz des Menschtums ist,

eine kosmische Grundkraft: eben das hat George unsrer Zeit wieder vergegenwärtigt. Er hat die Kluft zwischen der Dichtung, als dem Sprachausdruck gehobnen Menschtums, und der Litteratur, als dem Mittel der Unterhaltung und Belehrung, wieder aufgerissen, mit einer Schroffheit die ihm von den Grenzverwischern nie verziehen werden kann. Er hat mit einem fast grausamen Nachdruck die Sprache der Dichtung wieder zurückerobert, nachdem sie bereits, zwei Generationen seit Goethes Tod, eine unrettbare Beute der Litteratur schien, und er hat damit zugleich dem großen Begriff „Dichter“, der in der Vergangenheit mythisch, in der Gegenwart komisch geworden war, wieder Gehalt und Würde gesichert. Seine allererste Aufgabe, noch eh er seinen Willen und sein Weltbild herausstellen durfte, war überhaupt erst wieder eine Dichtersprache zu erschaffen aus wirklich durchgelebten, ganz gefüllten Worten. Denn die er vorfand waren von Blut und Geist entleert.

Dann fleckt auf jedem wort der menge stempel,
Der toren mund macht süße laute schaal.

Dies Wiederauffüllen der Worte, dieser Umguß abgegriffnen Metalls, dies Ringen um den rhythmischen Ausdruck eines neuen Menschen, dies leidenschaftliche Läutern, Schmelzen, Hämmern der Sprache hat George den Vorwurf des leeren Formalismus eingebracht — als ob die Sprache leere Form wäre! Nein, sie ist die Substanz der menschlichen Seele selbst, sie ist im Geistigen was im Leiblichen das Blut ist, und Sprachkraft ist die Zeugungskraft der Seele. Dies Blut der deutschen Seele zu reinigen, zur Zeugung

echter Geschöpfe fähiger zu machen, das war Georges dringlichster Wille, noch eh er weitergreifen konnte. Nur wer den Gehalt der Sprache erneuert verdient den Namen des Dichters, oder des Profeten — darin sind beide verwandt, und wesentlich unterschieden vom Schriftsteller, auch vom genialsten. Denn diesem bleibt Sprache Mitteilung, Suggestion, Spiegelung oder Erregung: dem Dichter ist sie Zeugung, wie denn Sprache überhaupt zwei Reichen angehört: sie ist Mittel des Geistes zur Verständigung, und sie ist leibliche Funktion, kosmisches Geschehn, kurz Zeugung. Sie ist ein Gesellschafts-phänomen und ist ein Naturphänomen. Der Schriftsteller hat es mit dem ersten, der Dichter mit dem letzten zu tun, und je ursprünglicher ein Mensch aus der Natur spricht, je kosmischer sein Wille ist, desto leidenschaftlicher wird er nach Sprachgestaltung ringen.

Sprachschöpfung überhaupt setzt die Wiedergeburt der Seele voraus. Darum sind alle religiösen Genien Sprachschöpfer gewesen, und alle Sprachschöpfung, auch die nicht geradezu religiösem Trieb entstammt, trägt den Charakter der Weihe. Der Vers, das eigentliche Symbol der Dichtung, ist liturgisch und magisch, und nur dem Litteraten wird er zufälliger Redeschmuck. Echte Dichtung, als Akt der Sprachschöpfung, ist notwendigerweise festlich. Das leichteste Liebeslied Goethes und der Prometheus der Aeschylus sind gleicherweise Feiern. Georges vielgehöhnte Feierlichkeit bedeutet daß er, zugleich mit dem verschollenen Gefühl für den wiedergeburtlichen Charakter der Sprachschöpfung, auch die damit notwendig vereinte

Festlichkeit des Verses erneuert hat. Auch hier hat man den unwillkürlichen Ausdruck seines Wesens, die notwendige Folge seiner Aufgabe für absichtliche Zeremonie, für künstlichen Hokuspokus oder pompöse Aufmachung gehalten. Und doch ist „unfeierlicher Dichter“ so sehr Widerspruch in sich selbst wie „subalterne Herrscher-natur.“ Wenn Georges Feierlichkeit mehr auffällt, so liegt es einmal daran daß er sich abhebt von einer besonders feierlosen Zeit, und sodann, daß er ausschließlicher und unbarmherziger sein Sprachschöpfer-amt ausübt als die Dichter früherer Zeiten. Denn gerade je mehr Pöbel (aller Stände) mitredet und Sprache mißbraucht, desto strenger muß der Dichter selbst auf ihren Adel halten. Soviel ist gewiss: niemals solange die Welt besteht ist das Wort massenhafter, törichter, leichtfertiger gemißbraucht worden als heute. Pöbel hat es immer gegeben und muß es geben, aber niemals ist er so zu Stimme gekommen wie heute, und soll Dichtung heute überhaupt noch einen Sinn haben neben der Litteratur (das wird ja oft bezweifelt) so muss es der sein: die Bewahrung der in der Sprache beschlossenen kosmischen Kräfte, des menschlichen Seelenbluts, vor dem seelenlosen Geschwätz, der papiernen Reflexion und der feilen Begehrlichkeit entgeisteter Mengen und spielerischen Gesindels. Diese Bewahrung ist wichtiger als aktuelle Probleme (die bieten Presse und Parlament) wichtiger als originelle Gedanken (die bieten Katheder und Café) wichtiger als farbige Bilder (die bieten Theater, Cirkus und wortloses Kino). Doch nur der Dichter heiligt und sichert heute noch die

For introd. III.

Sprache, das Blut und Feuer des Menschtums, und nur Stefan George unter den heutigen Dichtern ist sich der Schwere und Verantwortung dieser Pflicht ganz bewusst. Alle andern liebäugeln mit den sprachzerstörenden, d. h. seelezerstörenden Mächten der Zeit.

Daß wenigstens ein Mensch es wagt den Verlockungen und Bedrohungen dieses Heute sich zu verweigern, daß ein einziger Mensch das ihm anvertraute Gut an Sprache und Seele keusch bewahrt und mehrt für werdende und künftige Geschlechter, ungeblendet durch Schlagworte und unbestochen durch die Möglichkeit rascheren Erfolgs bei etwas mehr Entgegenkommen, daß ein unbedingter Mensch heut lebt und wirkt, ist für den deutschen Geist heilsamer als alle Fortschritte der Technik, der deutschen Seele notwendiger als alle Kulturprogramme. Wo ist die Gesinnung heute unter Deutschen hingekommen die da sagt: hier stehe ich, ich kann nicht anders? Ach, alle können auch anders, wenn nicht für Geld, so doch für Ruhm, wenn nicht um materiellen Nutzens willen, so um der schnelleren Durchsetzung ihrer Ideale willen: denn niemand darf warten und reifen, wo es keine Ewigkeit mehr, nur noch „Jetztzeit“ gibt. Nicht daß es an Idealismus fehlte, an gutem Wollen und redlichem Meinen! aber keine Gesinnung wurzelt mehr so tief in der Notwendigkeit einer Seele, daß sie sich autonom fühlte gegenüber dem Ruf der Zeit. Und dann hat der Zeitgeist tausend anständige Masken, und manche werden geködert von einem verkappten Mammon der aussieht wie Volkswohl oder Kultur. Alle Geberden des Edlen, durch Geschichts- und Seelenkunde zu-

gänglich, werden bis an die Echtheit heran, bis zur Selbsttäuschung nachgespielt: es gibt virtuose Mimen jeder wünschbaren Tugend. Erwerbsinn oder Eitelkeit oder Genußsucht haben heute hundert unverfänglich lautende intellektuelle Begründungen, und nicht jeder ist gerade ein Heuchler der auf die Begründung hereinfällt: aber doch ist er der Düpirte jener unreinen Mächte selbst, und wirkt so schlimm wie die zynisch Bestechlichen. Man lese unsre Verlagskataloge: Wollen diese Geistvermittler Geschäfte machen? Bewahre, die Kultur wollen sie fördern. Und wenn ein Autor seinen berühmten Namen einem schamlosen Filmunternehmen verkauft, tut er das um des Geldes willen? Beileibe nein: seine Gedanken will er ins Volk tragen. Mancher besingt die großstädtischen Aktualitäten und meint dem Genius der modernen Welt zu huldigen, dahinter aber steht ein Instinkt der Gier und Sensation. Gewiß, gegen Erwerb und Geschäft, und ihre Mittel Verkehr und Technik an sich ist nichts zu sagen, solang sie in sich ehrlich und folgerecht sind: aber die Verquickung von Geschäft und Geist, von Geschäft und Sprache, die Bedingtheit des Geistes durch Geld, in einer Zeit da das Geld nicht, wie noch bis in Goethes Tage, ein dienendes Mittel zum Leben, sondern eine lebenfressende tyrannische Wucherung geworden ist — diese Vermanschung von Geld und Geist wie sie vor allem heutige Bühne und heutige Presse darstellen, diese heuchlerische Rückversicherung beider ist eine Preisgabe der Seele an die Sachen, des Lebendigen an das Tote. Denn das heutige Zeitalter ist, wie kein

früheres, seiner Grundrichtung nach, seelenmordend, das heißt kunstwidrig, trotz (und vielleicht wegen) seiner Seelenschnüffelei und seines Kunstgeschwätzes. Es hat keinen Sinn sich darüber zu täuschen oder zu beklagen, aber man soll wissen was Kunst ist und was diese Zeit ist, und sich entscheiden welchem Herren man dienen will. Beiden zugleich geht heute nicht mehr. Man wähne nicht, jedes Zeitalter brauche Kunst und schaffe sich schon seine eigene Kunst . . was man im Dienste des Kapitalismus schaffe, das sei dann eben moderne Kunst: es ist nur unechter Kapitalismus, sonst nichts. Man hört wohl, der rechte Mann macht aus jedem Stoff das Rechte: jawohl, wenn der rechte Plastiker kommt, formt er aus Wasser eine Statue. Nein, zum rechten Mann gehört das sichere Wissen um den rechten und falschen Stoff, er gibt sich keinem Wunschwahn hin und schaut auch der schmerzlichen Wirklichkeit ins Aug. Wirklichkeitsinn und nicht Wirklichkeitsflucht ist es, wenn ein mit eingebornem Kunstwillen und Götterglauben gesegneter (oder verfluchter) Mann dem heutigen Zeitgeist den Rücken kehrt: denn er gräbt nicht in Bleiminen nach Gold. Er weiß daß aus Geld nie Kunst wird, und alles was sich mit Geld wirken und fördern läßt ist für ihn wertlos, denn es ist tot: unfruchtbar Metall zeugt nicht. Er weiß ferner: (und dies ist sein Trost, wie jenes seine Not in der Gegenwart) die Kunst hat ihr eigenes überzeitliches Gesetz und lebt durch die welche sie schaffen, nicht durch die welche sie kaufen. So flieht er das betriebsame Gewimmel nicht aus Hochmut und eitler Eigenbrödelei, sondern aus

schmerzlich erkannter Not. Doch er kann es nicht anders machen, weil er es anders möchte: er handelt nicht nach Belieben, sondern aus Einsicht in das Gesetz unter dem er steht, es sei so drückend es wolle. Er sucht sich seinen Beruf nicht aus, er bekommt ihn eingeboren, und so auch seine Pflicht gegenüber der Zeit. In dumpferen, frommeren Zeiten mochte der Dichter der Verbreiter, der Vermittler, ja selbst ohne Schaden der Verkäufer des heiligen Lebensfeuers sein, als fahrender Sänger, Unterhalter, Gaukler, Aufklärer. In unsrer überwachen, begehrlichen, dreist züngelnden, spähenden, schwatzenden, und in der Tiefe wärmelos unbeherzten Welt ist der Dichter der Hüter des heiligen Feuers oder er ist nichts . . er ist Wahrer des geheimnisvoll warmen Lebens oder er ist ein dekorativer Schwätzer. Unbestechliche Treue und unnahbare Lauterkeit, Hauptpflichten jedes Wächters, sind auch die seinen. Er muß warten können, und darf nicht gemein machen was nur Kraft und Wert behält, wenn es ungemein bleibt, und was nur in Stufen und Graden langsam wirkend allmählich vielen und endlich allen zukomme. Man mag sagen, es gibt kein heiliges Feuer, wir brauchen keine Kunst, wir brauchen nur Geld. Mit denen rechtet man nicht und zu solchen rede man nicht. Aber wer die Kunst will und auch heute noch für nötig hält, nicht als Zier, sondern als menschenbildende Weltkraft, und doch der Zeit entgegenkommt, der verrät das was er schützen soll. Wer diesen Verrat nicht empfindet oder, ihn empfindend, mitmacht und duldet, sei es aus Stumpfheit, sei es aus Feigheit, sei es aus Selbst-

sucht, oder mit der Begründung „es hilft ja doch nichts gegen den Strom zu schwimmen“, der mag Entschuldigung und Mitleid genug finden, aber er hat das Recht verwirkt in Dingen des Geistes und der Seele mitzureden. Und doch: wer hat heute nicht, mit gutem Glauben oder bösem Gewissen, sich solchen Verrates mitschuldig gemacht? Wer hat nie paktirt mit Mächten die er verachtet? Wer hat sich nie gemeiner gemacht als er sich fühlte? Wer hat nicht auch einmal „anders gekonnt“ und diesem Anderskönnen ideale Deutung vor- oder nachgeschoben? Wer hat trotz Haß und Hohn einsame Jahre lang an sich gearbeitet und billige Erfolge stets verschmäht, sich eher für herzlos halten lassen als sein Herz hingegeben wo nicht die tiefste Liebe und die innerste Pflicht es ihm gebot? Unter den sichtbaren Verwaltern des deutschen Wortes, soweit Versuchungen an sie herangetreten sind, heute nur einer: Stefan George. Nur er hat mit unbeirrbarem Instinkt gefühlt wo Sprache und Seele bedroht sind, und getan wie er gefühlt hat . . nicht „meinetwegen“ gesagt, wo er nein empfand . . nie aus privatem Mitleid geschont, wo es das Menschtum gilt, nie „ein Ding das wie Gold ist aus Lehm“ als Gold durchgehen lassen.

Wie hat ein Einzelner nun das Recht eine ganze Zeitordnung zu verdammen der soviel reiche Talente, bedeutende Köpfe, treffliche Charaktere sich fügen und widmen? Treibt hier die Zeit ihr eignes Gegengift heraus? Bäumen sich die bedrohten Sprach- und Seelenkräfte unter der mechanischen Umklammerung zu steilerem Widerstand auf, in einen Einzelwillen

zusammengedrängt? So hat ja auch der arme paradoxe Basler Professor, auch er und zuletzt unter den Deutschen, nicht anders gekonnt, und so einzeln er war, das Wort in die Welt geworfen das nun als Sauerteig unvertilgbar in ihr weitergärt. Doch vielleicht handelt es sich bei George nur um einen scheuen Schwächling, der den frischen Zeitwind flieht, sich mimosenhaft einrollt, oder er ist ein beschränkter Fanatiker, zu starr um die bewegliche Fülle der heutigen Welt zu empfinden, oder gar ein kluger Mächler der sich mit Esoterik ein Air gibt und sich schmeichelt mit dem Priestermantel, bettelstolz auf sein aristokratisches Verkanntsein. Es fragt sich wirklich ob George als rückständiger Mönch oder als vorblickender Seher, als flacher Aengstling oder als gründiger Wille sich sondert. Denn freilich, wie nur der ein Heiliger ist der die Versuchung besiegt, nicht wer stumpf dagegen war, so ist nur der ein berufener Gegner der Zeit der sie kennt, und nur wer einen eignen Glauben und Willen hat darf über andre richten.

Wie ist also der Mann beschaffen der es wagt nicht anders zu können? Er hat sich restlos in seinen Sprachgebilden vergegenwärtigt: aber gerade diese Restlosigkeit erschwert den Zugang zu ihm dort wo man Dichtung nur als Litteratur, Sprachschöpfung nur als Reiz oder Mitteilung aufnimmt. George hat seinen ganzen Gehalt nur als Gestalt gegeben, nicht als geredete Weltanschauung, er hat dem Litteraturverstand keinen Rohstoff geboten und in seine gedrungenen Gebilde keine Gucklöcher von Meinungen und

Bekenntnissen geschlagen durch die man ihm psychologisch näher käme. Er fordert zunächst ein unmittelbares Gefühl für Menschenart und -maaß, ohne historische, psychologische, aesthetische Zwischenreflexionen. Das ist heute selten genug: über Stoffbearbeitung und Beherrschung der Mittel weiß man heute mehr gescheites als je: aber es fehlt auch mehr als je der ursprüngliche Blick wie groß oder klein, wie schön oder gemein, wie echt oder verfälscht eine vor uns stehende Kunstgestalt ist. Seelische Qualitäten nimmt man unter der Form von stofflichen Quantitäten oder Reizen wahr. Am größten erscheint wer den meisten Stoff schleppt, am schönsten wer aufs innigste kitzelt. Ueberall wird das Sein mit dem Können verwechselt, und selbst George dankt seinen litterarischen Ruf mehr seinem mißverstandnen Können als seinem erlebten Sein. Den naiv notwendigen Ausdruck seines Seins deutet man als virtuose Anwendung eines Könnens, sein strenges Müssen als ein preziöses Wollen. So ist das Zerrbild entstanden das man meist früher kennt als sein Werk, das einer dem andren weitergibt, ohne Kenntnis des Werks, und das sich dann wieder für Suchende vor das Werk, in das Werk selbst hineinschiebt. Sein Werk und sein Charakter sind eins. Wer nicht weiß was Dichten als Sprachgestaltung überhaupt ist, muss auch Georges Charakter mißdeuten, und sein Werk will freilich nicht bloß angeblättert und beschnuppert, sondern mit Ernst und Liebe durchdrungen sein — wie alles was bilden, nicht bloß reizen soll. Wem Dichtkunst nur Spiel und Zier ist, dem bleibt Georges Werk fremd . . wem sie

nur Lehre und Weltanschauung ist, dem bleibt sein Charakter zuwider .. wem sie nur Ausdruck des Zeitgeists ist, dem scheint er feig, bös oder stumpf. Nur wem deutsche Dichtung das bedeutet was sie seit Goethe und Hölderlin zum erstenmal wieder durch George geworden: Sprachgestaltung gehobnen Menschentums, Verherrlichung der irdisch sichtbaren, leibhaften Götterkräfte, Ver-ewigung des fruchtbaren Augenblicks, Anbetung wandelloser, im heroischen, tragischen und schönen Menschen verkörperter Werte, Bändigung des Chaos durch das seelenhaltige Wort, rhythmischer Ausdruck kosmischer Erschütterungen und Darstellung des Menschen als des Maaßes der Welt — kurz, wer diesen Glauben teilt, für den ist sein Erneuerer Stefan George im Werk so einfach und vertraut wie denen welche ihn persönlich kennen.

Wer ihn auch nur einmal unbefangen gesehn hat der weiß: dieser Mann ist stark mit Anmut, schlicht mit Würde und sachlich ohne Trockenheit . . von heiterer Strenge gegen sich und andre, eher eine bäuerlich harte als städtisch mürbe Natur, aber durchgeistet von stetigem Feuer und beseelt durch Leid das ihn hellsichtig und gütig gemacht hat.*) Auf dem Land geboren und erwachsen, hat er den Blick für die Geschicke des Bodens, für das Wechselverhältnis von Mensch und Natur, praktische Kenntnis der irdischen Ur-berufe und -bedingungen, genaues Gefühl für ursprüngliches und abgeleitetes Leben — und überdies einen gewaltigen Anschauungsschatz

*) wie etwa bei den besten Römerköpfen Rusticität und Urbanität sich nicht ausschließen, sondern durchdringen.

volkstümlicher Mythen, Bräuche und Gesinnungen. Sein Werk ist gesättigt mit solchem Wissen, das freilich nicht heimatkünstlerisch und volkskundlich etalirt, sondern in Sprache und Ton eingeglüht worden ist. Durch Reisen gebildet, hat er vieler Länder Sprachen und Sitten ergründet und verglichen, die bäuerliche Gedrungenheit durch umfassenden Weltblick geschmeidigt und erweitert. Als Katholik hat er, ohne dogmatische Befangenheit und aesthetisches Liebäugeln oder Weihräucheln, einen angebornen Willen zur sinnlichen Ordnung, das „Maaß der Höhen und der Tiefen", das Gefühl für seelische Grade und Grenzen, für Architektur und Distanz, für Stufung und Bindung, das die Freiheit nicht stört, sondern stützt.

Zweierlei vereint die Form seines Kopfs: unerbittlichen Willen und regsame Zartheit. Form ist alles geworden, in die Flächen und Linien des Schädels eingearbeitet, nichts ist bloße Zuckung und Stimmung — ein plastisches, kein malerisches Haupt. Auch hier, wie in seinem Werk, ist der innere Gehalt zu sichtbarer Gestalt, zu Charakter (das ist: umrissene Form) verdichtet und durchgeglüht — nirgends unbewältigter Seelenrohstoff . . ein Mensch der bei mächtigen Trieben und empfindlichen Nerven sich völlig in der Gewalt hat, dem Phantastik, Schwelgerei, Spielerei fern liegt, den ein zentraler Wille beherrscht und sichert — unter den geschichtlichen Köpfen dem Dantes am ähnlichsten, aber bei gleicher Energie mehr sensitiv als spirituell. Wer ihn also nach seinen Gedichten für schwach hält, den widerlegt die unverkennbare Willenskraft dieses Gesichts. Wer

ihn für eng und stumpf hält, kann die belebte Mannigfaltigkeit des Ausdrucks nicht leugnen. Wohl aber findet man die ehernen Reihen der Zeitgedichte und die leisen Schwingungen des Jahrs der Seele wieder: harte Tat und zarten Traum. Der physiognomische Typus ist auch hier das untrügliche Sinnbild des geistigen. Die Einheit von Tätertum und Traum ist Georges besonderes Zeichen: Tatkräfte, in Sprache gedrängt, ja verschlagen, unterscheiden seine Dichtung vom andern deutschen Schrifttum. Geboren mit dem Willen Welt zu verwandeln, wie alle Tatmenschen, ergriff er sie mit der ihm zugewachsenen Gewalt: dem Wort. (Das Wort enthält den Gedanken, und wer die Gedanken der Menschen über die Dinge verwandelt, der verwandelt allmählich Dinge und Menschen selbst). Der Dichter verwirklicht seinen Traum nicht durch Umwälzung der äußeren, sondern durch Umbildung der inneren Mittel. Unter Traum verstehe ich dabei nicht das romantische Poetisiren der Welt, die Suche nach der blauen Blume, sondern die Kraft sinnliche Gegenwart selbst — ohne Aufputz und Schleier — als Zauber, als Wunder, als göttlichen Augenblick zu erfahren . . wie es jedem wohl einmal an einem italienischen Herbstabend, bei Alpenglühn oder in Stunden der ersten Liebe geschehn ist. Diesen gehobenen Zustand durchs Wort zu verewigen und zu übertragen — das heißt: Wirklichkeit in ihrem S e i n zu zeigen, frei von Zwecken und Gründen, jenseits der Kausalität: dies gehört zum Wesen der Dichtung. Was der Inhalt des Traums, welcher Art die so geschaute Wirklichkeit ist, darauf kommt zu-

nächst nichts an: den Dichter macht es aus daß er Wirklichkeit überhaupt so träumen und künden kann. Romantiker geben Erträumtes für Wirklichkeit . . die klassisch apollinischen Geister (ihr höchster Typus Shakespeare) stellen erlebte Welt als Traumwunder dar.

Zu den Verherrlichern des erlebten Welttraums gehört Stefan George: doch er vereint mit dieser selbst- und zweckelosen Traumschau etwas das durch sie von vornherein ausgeschlossen scheint, und allerdings mit romantischer Art nie, mit der apollinischen selten vereint gewesen ist: einen aktiven menschenverwandelnden Willen. Der Wille scheint ja ohne Zwecke nicht möglich und der Traum schließt sie aus. Erst wer diesen Widerspruch löst, begreift Georges Mitte. Sein Traum und sein Wille entspringen (wie überall dort wo Traum und Wille in der Geschichte vereint zu treffen sind) demselben Quell: seinem Eros, dem was er selbst „die weltschaffende Liebe“ nennt. Es ist dieselbe Liebe aus der Platos Ideen-reich stammt, auch dies der Traum eines menschenbildenden Willens. So wie der Traum ein Schauen ohne selbstischen Zweck ist, so ist die schöpferische Liebe — entzündet durch ein solches Schauen — ein Wille ohne selbstischen Zweck, ein Wollen-müssen, ja ein Gewolltwerden: sie strebt nicht wie die Geschlechtsliebe Einzelnes für sich zu besitzen oder sich Einzelnem hinzugeben, sondern in dem geschauten Einzel-Schönen das All selbst zu ergreifen und nach seinem Bild zu verwandeln: das heißt, die vom schöngeschauten Einzelnen ausgehende Bewegung, ausgedrückt in Farbe, Klang, Wort (oder wie die jeweiligen Kunstmittel

heißen) will der so Träumende dem All mitteilen und seinen aus dem Traum gebornen Drang in Tat und Staat umsetzen. Wenn es den meisten Dichtern genügt die schöne Schau ihres Traumes einfach auszusprechen, so messen andre an ihrer Traumschau die Umwelt und streben danach sie ihrem inneren Bilde zuzugestalten, den spröden Stoff der Zeit zu durchglühen mit dem ewigen Feuer dessen Strahlung sie selbst gefühlt haben. Sie wollen einer blödsichtigeren Welt den Blick geben auf „jenes Meer, das flutend strömt gesteigerte Gestalten." Sie wollen nicht nur schauen, sondern schauen machen, und schauen machen um eines edlern Tuns und Seins willen. Wer aber, gesegnet mit apollinischer Traumschau, den Blick in kosmische Wirklichkeit getan hat, der kann nimmer die gemeine Wirklichkeit der Zwecke und Gründe, seinen kausalen Tag als maaßgebend anerkennen, dem ist seine zeitliche Umwelt nur Trübung der eigentlichen Welt . . und füllt ihn noch dazu jener verwandelnde Wille der schöpferischen Liebe, so wird dieser mit der Zeit ringen, bis eins von beiden überwunden, d. h. der Wille zerbrochen oder die Zeit durchdrungen ist.

Zu neuer form und farbe wird gedeihn
Der streit von mensch mit mensch und tier und erde.

Doch die schöpferische Liebe ist zugleich das Gesetz für ihren Träger, sie ist es kraft deren er nicht anders kann, sie gibt ihm die Sicherheit im Wirrsal der Dinge, Ziele und Ursachen, sie bestätigt ihn:

Sind auch der dinge formen abertausend,
Ist dir nur Eine, Meine, sie zu künden.

Diese schöpferische Liebe brennt ihm alle Eitelkeit und Begierde aus, sie macht ihn ganz zum „Dröhnen der heiligen Stimme, zum Funken des heiligen Feuers" d. h. zu einer Wirkung der Allkraft aus der sein Traum und Wille stammt. Sie zwingt ihn aber auch zu richten und zu sichten, zu formen und zu bändigen, und nötigt das gütigste Herz zur größten Härte, sie treibt ihn auf die schwere Suche nach würdigem Stoff woraus er zeugen könne. Diesen Gott in ihm selbst ruft der Dichter an:

Menschlich glück verschwor ich um dein lied
Fügte mich der not des wandertumes,
Forschte ob ich dich in ihnen fände.
Tag und nacht hab ich nur dies getan
Seit ich eignen lebens mich entsinne:
Dich gesucht auf weg und steg.

Dieser menschensuchende Eros (und nicht konventikel-frohe Eitelkeit) treibt den apollinischen Geist früher oder später zur Gemeindebildung, hält den Willen zum Staat aus neuen Menschen in ihm wach, macht ihn zum Seelenbildner, ja zum Paidagogen im engern Sinn. Und dieser Eros zuletzt gibt ihm das untrügliche Gefühl für die menschtums-bildenden und menschtums-zersetzenden Kräfte jeder Zeit, für leben-steigernde und leben-schwächende Spannungen. Wie der apollinische Goethe, so hat auch George eine pädagogische Provinz abgegrenzt: „die Hüter des Vorhofs" . . in dies Gedicht ist alles zusammengedrängt was ein Erzieher der an die Göttlichkeit des Menschen glaubt als die irdischen Elemente höherer Menschenbildung erkennt und fordert.

Dieser Eros entspringt allerdings nicht der pflanzlich wuchernden Natur die alles wahllos wachsen und schießen läßt, sondern der Natur die sich im Menschen selbst Auswahl, Maaß und Gesetz gegeben hat und für jede ihrer Wucherungen selbst das Heilmittel im Menschengeist erzeugt. Ist doch der Mensch als der ewige Erneuerer und Umgestalter der geistlos dumpfen Natur aus ihr hervorgedrungen. Und spürt sie, die dunkle Mischerin der Stoffe und Kräfte, die große Nährerin des Lebendigen sich erschlafft durch ihre eigne Ueberzüchtung, haben ihre allzu massenhaft gewordnen Kinder sie ausgesogen und ihre Nährkraft selbst gefährdet, so hat sie wohl noch das Geheimnis ihrer Genesung verschlossen in einem großen Herzen das ganz Natur und doch ganz Mensch, ganz Fülle und doch ganz Gesetz, ganz Blut und doch ganz Geist ist, damit dies, in ihrer Krisis als Held oder Heiland, als Weiser oder Dichter verkörpert, aus dem Gefühl ihrer ewigen Gesundheit ihr zeitliches Uebel wende.

Und wenn die große Nährerin im zorne
Nicht mehr sich mischend neigt am untern borne,
In einer weltnacht starr und müde pocht:
So kann nur einer der sie stets befocht
Und zwang und nie verfuhr nach ihrem rechte
Die hand ihr pressen, packen ihre flechte,
Daß sie ihr werk willfährig wieder treibt:
Den Leib vergottet und den Gott verleibt.


Princeton University Library
32101 073439323

